



Stephan Wackwitz, **Die Bilder meiner Mutter**. S. Fischer, Frankfurt a. M. 2015. 240 Seiten, 19,99 Euro

Die Arbeit am eigenen Bild

Ein Frauenleben

Von Heiko Fischer

»They fuck you up, your mom and dad« – so lakonisch beschrieb Philip Larkin in einem seiner humoristischen Gedichte die familiären Kräfte, die auf das Individuum einwirken und es so gleichermaßen aus- wie zugerichtet auf die eigene biografische Bahn entlassen.

Im neuen Buch von Stephan Wackwitz wird das Zitat dann auch aus gutem Grund mehr als einmal aufgerufen. Denn es geht durchaus um die Gewalt, die systemische, aber auch die ganz direkte, beabsichtigte, die einem in der Familie begegnet und dieses Gefüge zu einer unserer abgründigsten Erfahrungswirklichkeiten werden lässt, gerade wegen ihrer Widersprüchlichkeit und nicht zuletzt, weil sich niemand ihr entziehen kann. Selbst in ihrer Abwesenheit entfaltet die Familie ihre Wirkmacht, es gibt kein Entkommen von ihr.

Stephan Wackwitz, der sich vor allem als brillanter Essayist hervorgetan hat und derzeit das Goethe-Institut in Tiflis leitet, hat sich erneut seinen Wurzeln zugewandt: Das Leben seiner Mutter ist ihm Anlass, über das eigene Woher und Wohin nachzudenken. Dabei ist bei aller Wärme und spürbarer Zuneigung kein sentimentales Erinnerungsbuch herausgekommen, sondern eine klug kuratierte Wunderkammer kultureller Bezüge und Beobachtungen. Und wie so oft nehmen diese ihren Anfang im Ende: Der Tod der Mutter und die Auseinandersetzung mit ihren Aufzeichnungen sind der Impuls, sie ins Zentrum zu rücken. Die dominante und problematische Figur ihres eigenen Vaters, die Wackwitz wohl ursprünglich bearbeiten wollte, rückt zwar an den Rand, wird aber über Strecken der verborgene, antagonistische Motor. Schon die Schilderungen des Milieus machen das Buch sehr lesenswert: das Geschehen in Esslingen im Dritten Reich, wo der Großvater, ein schwäbischer Industrieller, als unberechenbarer Despot dominiert.

Später zieht die Familie, die Eltern mit dem kleinen Stephan, nach Stuttgart und Wackwitz schildert seine glückliche Halbhöhen-Kindheit, die von inniger Zweisamkeit mit der Mutter geprägt ist. Überhaupt erstaunt die Offenheit im Umgang miteinander – besonders deutlich wird dies in einem mehrseitigen Brief der Mutter an den Sohn, in dem diese versucht, allerhand Versehrungen

und Versäumnisse aus der eigenen Kindheit herzuleiten. Die Heilerwartung an die Psychoanalyse kann dabei als zeitgeschichtlicher Index gedeutet werden, die Aufrichtigkeit aber, mit der hier Selbstzeugnis abgelegt wird, war für diese Generation sicher eher die Ausnahme und ist bewundernswert.

Im Leben seiner Mutter findet Wackwitz dann auch zu seinem zentralen Thema, dem Paradigmenwechsel vom »männlichen« 20. Jahrhundert mit seinen ideologisch-universellen Wahrheitsansprüchen, seinen hierarchischen Ordnungen und seinem zerstörerischen Durchsetzungswillen zum »weiblichen« 21. Jahrhundert, das sich im Leben seiner Mutter anzukündigen scheint. Nichts wäre dem Autor aber ferner als ein verklärender Feminismus. Vielmehr geht es ihm um die »Arbeit am eigenen Bild«, um die Freiheit und Autonomie, sein Leben zu gestalten.

Dass dabei das Private unversehens zu einer ganz eigenen Art des Öffentlichen werden sollte, wie wir es im Moment erleben, hat sie bestimmt nicht geahnt. Die 1920 geborene Margot Wackwitz, die als Grafikerin eigentlich bestens ausgestattet war, ein sogenanntes »eigenes Leben« zu führen – ihre Zeichnungen illustrieren den vorliegenden Band –, sollte die eigenen Lebensentwürfe dann zu Gunsten der Karriere ihres Ehemannes doch wieder zusammen mit ihren Werken in der Schublade verschwinden lassen.

Die mit diesem Kompromiss einhergehende Ernüchterung sieht Wackwitz auch in großen Künstlerromanen gespiegelt. Überhaupt scheinen sich die Grenzen zwischen Kunst und Leben, zwischen Wirklichkeit und Fiktion im Geflecht biografischer und kultureller Bezüge aufzulösen – was in diesem von Tragik und Gewalt nicht armen Frauenleben durchaus Trost spendet. In diesem Buch erweist sich Wackwitz als ebenso wacher wie gelassener Flaneur, der aufzunehmen und zu deuten weiß und der im Großen, Universellen, das Echo des Kleinen, Spezifischen vernimmt, doch ist es diesmal keine Stadt wie Tokyo oder Tiflis, die er sich als Schweifraum ausgesucht hat, sondern die Lebensspanne seiner Mutter. Es lohnt sich, ihn auch auf dieser Reise zu begleiten. ■■■